

(Nachdruck verboten.)

42]

Die Fanfane.

Roman von Fritz Mauthner.

Leontine hatte jetzt beinahe ihre Freude an Richards Verzweiflung.

„Dein Vater erfuhr die Sachen in sehr aufgetragener Weise durch Piterfen selbst, der einigemal bei der Erinnerung an seine Tochter schlimme Wutausfälle bekam und mich dann verleumdete. Der Rechtsanwalt und später Dein Vater sind die einzigen Zeugen solcher Ausbrüche gewesen. O, es war kein vergnügtes Leben an der Seite des Kommerzienrats Piterfen!“

„Und was sagte mein Vater zu solchen Enthüllungen?“ Richard fragte es mit heiferer Stimme.

Leontine kam mit ihren leichten großen Schritten auf ihn zu und nahm ihm lächelnd die Porzellanfigur aus der Hand.

„Mein verliebter Schäfer ist vernichtet, wie ich sehe; ich möchte nicht auch noch das Fräulein verlieren. Ja, Dein Vater brachte den Kommerzienrat mit derben Worten zum Schweigen, und als wir nachher allein waren, sagte er zu mir: Wenn wir von altem Adel wären, Sie und ich, wir würden denselben Wahlspruch im Wappen führen!“

„Welchen Wahlspruch meinte mein Vater?“

„Ueber Leichen! Und damals zuerst hatte er den Einfall, so gleichgestimmte Geschlechter mit einander zu verbinden. Du wurdest aus England zurück erwartet und solltest dort die praktische Übung unsres Spruchs lernen.“

Leontine kreuzte die Arme über die Brust und blickte spöttisch auf Richard. So hoch hatte sie sich aufgerichtet und so tief gebeugt stand er am Kamin, daß sie auf ihn niederschauen konnte. An der Thür entstand ein Geräusch, dann schlüpfte der Diener unhörbar herein und meldete den Grafen Trienitz. Ob gnädige Frau den Herrn Grafen empfangen wollten?

Leontine biß sich auf die Lippen. Die Bitterung eines ungewohnten Ereignisses mußte für ihre Dienerschaft in der Luft liegen; sonst fragte man nicht, sonst folgte der Graf dem Diener auf dem Fuße.

„Ist schon seine Zeit?“ fragte sie gelassen. „Wahrhaftig, wir haben die Essenszeit verplaudert. Ich lasse bitten! Du gehst, lieber Richard?“

„Ich habe nicht so viel Selbstbeherrschung, um jetzt ein leeres Gespräch zu führen,“ und mit einer stummen Verbeugung eilte er hinaus.

Im Vorzimmer traf er auf den Grafen, der mit Hilfe beider Diener mühsam aus seinem Pelze schlüpfte; bei Richards Erscheinen raffte er sich zusammen, richtete sich in den Hüften und sagte geläufig:

„Ich vertreibe Sie doch nicht, lieber Mettmann?“

Und er streckte taktmäßig fast seine ganze Hand dem Bräutigam Leontinens entgegen.

Richard aber ging, ohne die Hand zu bemerken, mit einem kurzen: „Guten Abend, Herr Graf; ich bin sehr eilig!“ vorüber.

Der Graf schlich mit seinen weichen Schritten durch den langen Korridor bis zum gelben Zimmer, dort richtete er sich zuckend wieder empor und trat mit unverändertem Lächeln ein; er fand die Hausfrau in der größten Aufregung, sie hatte die heile Porzellanfigur in der Hand und pochte mit ihr auf den Kaminstein. Es war ein Wunder, daß das Stück nicht entzwei brach.

„Setzen Sie sich, lieber Graf, machen Sie sich's bequem; ich will Ihnen gleich zu Gebote stehen, mir lassen Sie mir Zeit, mich zu beruhigen.“

Der Graf war sofort auf einen Lehnstuhl zugegangen und hatte sich mit seinen drei regelmäßigen Bewegungen darauf niedergelassen; dann streckte er mit unmerklichem Zucken seine Beine aus, legte die Hände in den Schoß und sagte mit den einschmeichelndsten Tönen seiner Stimme:

„Also muß ich Ihnen heute Adieu sagen, liebe Freundin?“

Leontine drehte sich scharf um und eilte zu ihm.

„Nicht doch, ich will nicht wieder heftig sein!“ rief sie schnell.

„Ich muß bitten,“ sagte der Graf mit unverändertem Lächeln; „Sie wissen, ich bin ein wenig nervös. Wenn ein Mann zu heftig vorüberläuft, so habe ich davon Schmerzen; wenn eine schöne Frau mit Porzellan auf Marmor kopft, so thut mir das weh; wenn meine schöne Freundin sich aufregt und ich mich darüber erschauere, so spüre ich es auch. Ich fühle seit meinem Eintritt in diese Wohnung viermal meine Nerven.“

Der Graf sagte das so gütig lächelnd, so ganz ohne jeden Vorwurf, als erzähle er eine heitere Geschichte, aber Leontine kannte den grenzenlosen Egoismus dieses Manns und hoffte kaum mehr, ihn halten zu können.

„Bleiben Sie nur immer hier,“ sagte sie dennoch mit der ruhigen Kälte, die der Graf an ihr so hoch schätzte, „ich will nie wieder Marmor kopfen und niemals schneller sprechen als eben jetzt.“

„Nun werden Sie gar bitter“, sagte der Graf freundlich. „Güten Sie sich vor Unordnung, liebe Freundin. Sie haben noch nicht diniert, und dieser junge, gesunde Herr Mettmann ist böse fortgegangen; das thut Ihnen nicht gut, auch wenn ich es vertragen könnte.“

Leontine hatte sich vollkommen gefaßt.

„Befehlen Sie, verehrter Meister“, sagte sie, „Ihre Schülerin horcht den Worten der Weisheit!“

„Nein, nein“, erwiderte der Graf und tippte ihr lächelnd auf die Zinger, „ich würde jedesmal Schmerzen haben, wenn ich diesem Herrn Mettmann begegnete, der so schnell an einem vorbeilaufen kann; wenn Sie sich mit ihm gezankt haben, so muß es für mich oder für Sie das letzte Mal gewesen sein, daß er hier über den Korridor läuft. Man kann doch nicht mit Leuten verkehren, welche laut sprechen, so oft sie wollen!“

Leontine blickte aus ruhigen Augen ins Leere. Der Graf sollte mit ihrer Haltung zufrieden sein, aber in ihrem Innern stürmte es. Sie wollte die Unterstützung des Grafen nicht einbüßen, aber sie wollte auch Richard nicht loslassen, bevor sie nicht die Rache an ihm und Johanna vollendet hatte; der Graf konnte keine Ahnung von ihren Gedanken haben, und er lächelte auch ganz kindlich, als er jetzt zufällig sagte:

„Ich habe mir erst heute mittag wegen eines unbesonnenen Burschen von Secondelieutenant Nervenbeschmerzen zugezogen, ich habe für heute genug.“

Leontine verhielt sich still; sie kannte den Grafen genug, um zu wissen, daß der Austritt, von dem er sprach, auch zu ihr in irgend welcher Beziehung stehen mußte, aber sie wartete geduldig, daß der Graf ihr von selber eine Andeutung machte.

Dieser betrachtete seine Stiefelspitzen und überlegte dabei, wie viel er der Freundin mitteilen mußte, um sie von diesen lauten Leuten, den Mettmanns, loszumachen. Achim war bei ihm gewesen und hatte eine große Summe verlangt. Eine Ehrensache. Entweder mußte er seinen Gläubiger mit seiner Schwester verloben, oder er mußte sich mit ihm schlagen; jedenfalls mußte er ihn vorher bezahlen. Der Graf hatte die Summe schließlich bewilligt, trotzdem Achim auf die alte Bedingung fast mit einer Forderung antwortete. Der Lieutenant benahm sich sehr schneidig, aber die Sache sah doch mehr nach Verlobung als nach Duell aus.

Der Graf blickte mit freundlicher Bosheit immer noch nach seinen Stiefeln. Leontine sah ihm mit äußerster Spannung ins Gesicht; endlich sagte er wie beiläufig:

„Und ich habe heute doch auch eine angenehme Nachricht erhalten, eine entfernte Verwandte von mir, ein schönes, armes Mädchen, eine Havenow — doch das interessiert Sie wohl nicht? Ja? Also die Kleine macht ihr Glück. Sie verlobt sich heute abend, vielleicht schon jetzt, mit einem reichen Mann; sein Adel ist freilich nicht sehr alt, dafür ist er selbst etwas älter als sein Adel.“

Leontine mußte an sich halten, um nicht aufzujubeln; dann konnte sie Richard freigegeben, dann war ihre Rache vollendet.

Der Graf liebte es nicht, wenn man ihm schmeichelte. Leontine begnügte sich damit, ihn mit strafenden Augen anzusehen und mit voller Eitelkeit zu sagen:

„Sie werden dem Herrn Nettmann hier nicht wieder begegnen; ich werde nicht ein zweites Mal mit ihm zu streiten haben.“

„Dann, bitte, schreiben Sie ihm noch heute, aber gewiß noch heute den nötigen Brief. Sehen Sie, liebe Freundin, der Haß ist etwas recht Thörichtes, es thut ja sofort weh, wenn man zornig wird; ich habe früher die Gesellschaft (gehört), ich meine nicht, was Sie Gesellschaft nennen, die Leute mit geliehenen Pferden und teuren Mietwohnungen, ich meine die Gesellschaft, uns. Damals hat die Gesellschaft mich geärgert und mir weh gethan, weil ich sie haßte; jetzt kann ich die Gesellschaft meinerseits ärgern, und Sie wissen ja, liebe Freundin, Sie sollen mir dabei helfen.“

„Meister,“ sprach Leontine, „ich unterwerfe mich Ihnen, ich schreibe den Brief, den Sie verlangen; Sie sind der einzige, der uns alle durchschaut!“

„Machen Sie mir nicht zu viel Freude auf einmal,“ sagte der Graf lächelnd, „das thut den Nerven auch nicht gut.“

XVII.

Richard vermochte nicht unmittelbar von Leontine nach Hause zurückzukehren; er scheute den Blick seines Vaters, mit dem die nächste Begegnung eine endgültige Abrechnung herbeiführen mußte. Lange durchstreifte er die finstern Teile des Tiergartens und fragte sich, ob es nicht besser war, keinen Schlag mehr auszuhalten, sondern allen auf einmal in diesem Dunkel aus dem Wege zu gehen. Er wühlte sich so tief in seine Selbstmordgedanken ein, daß es ihn am Ende ärgerlich machte, keinen Revolver in der Tasche zu haben.

Matt an Geist und Körper kehrte er nach Hause zurück. Der Vater hatte verdrossen seine Mahlzeit eingenommen, berichtigte man ihm, war dann ins Geschäft zurückgefahren und hatte hinterlassen, daß Richard unter allen Umständen recht früh bei dem Foste erscheinen müsse.

Aber eine fremde ältere Dame warte auf den jungen Herrn; sie habe in der Droschke die Kiste wiedergebracht, die so lange unter dem Schreibtisch lag.

Richard trat rasch ein und stand der alten Malerin gegenüber, welche an ihrem schief geknüpften Regenmantel hin und her riß und sich mit ihrer tiefen, unweiblichen Stimme als Abgesandten Düsselhofs vorstellte.

Sie brachte das bestellte Bild und einige Zeilen von Düsselhof. Der Maler habe es keinem Dienstmann anvertrauen wollen, so begeistert sei er jetzt von seinem Werk und er lasse dem Herrn Nettmann für den Auftrag danken.

Richard erwiderte nichts, er wollte allein sein und das Bild enthüllen; da sagte Fräulein Betty:

„Ich bin nämlich auch so 'ne höhere Anstreicherin in der Fabrik bei Düsselhof. Wir arbeiten dort zwei Damen, Fräulein von Havenow und ich; wir sind recht gut mit einander.“

Sie schaute Richard so vertraut an, als hätte sie ihm viel zu erzählen; aber sein Leben schien ihm abgeschlossen, er reichte ihr als einer Freundin Johanna's die Hand und ließ sie fortgehen.

Dann schickte er den Diener nach Werkzeug zum Öffnen der Kiste. Inzwischen las er Düsselhofs Schreiben.

Düsselhof sandte das Bild, trotzdem einige Kleinigkeiten vielleicht nicht ganz entsprächen; aber der Maler reiste noch heute abends plötzlich nach Italien ab und bat, man möge ihm die ausbedungene Summe sofort bei einem römischen Bankhause anweisen.

Vald waren Hammer und Zange zur Hand und Richard schlug ungeduldig den Deckel los; als er das Bild von der inneren Umhüllung befreit hatte, konnte er einen Ruf des Entzückens nicht unterdrücken. Düsselhof hatte ein Meisterstück vollendet; was an der Bekleidung jetzt noch unfertig sein sollte, das konnte Richards Laienauge nicht entdecken.

Nun sah man erst recht, daß der Maler das Mädchen nur so in dem bescheidenen Hauskleide geschaut hatte. Hemd und Korset waren auf diesem Bild auch ein künstlerisches Verbrechen gewesen. Jetzt blickte Johanna mit reiner Sehnsucht hinaus. Richard konnte sich nicht satt sehen.

Da klingelte es draußen.

Richard trug das Bild schnell in sein Arbeitszimmer und stellte es dort vorläufig auf den Schreibtisch; als er zurückkam, überreichte ihm der Diener die Karte von Achim von Havenow-Trienitz. Richard hatte über Johanna's Bild alles andre vergessen und rief freudig:

„Herein, nur herein!“

(Fortsetzung folgt.)

Was ihr Liebster war!

Von Alfred af Gedanstjerna.

Deutsch von E. Brausewetter.

Das liebe Töchterchen und die Mama hatten vereinbart, daß sie während des Sommers ein wenig ins Ausland gehen wollten, und da sie nicht für weite Reisen waren, suchten sie nur einen stillen Badeort auf der Insel Nügen auf.

Das liebe Töchterchen hieß Fräulein Eline Brand, und des lieben Töchterchens Mama hieß Witwe Hanna Brand.

Das liebe Töchterchen konnte ziemlich viel Deutsch; aber doch nicht so viel, daß sie sich nicht gern an einen jungen Mann angeschlossen, der sich bei näherer Untersuchung als geborner Schwede entpuppte und nach dieser Entdeckung mit den Damen nur in ihrer lieben Muttersprache redete.

Er sprach sie gut und sprach sich in beider Herz hinein, und sie warteten nur darauf, daß er, nach befriedigenden Aufschlüssen über sich selbst, beginnen würde, Liebesworte in der genannten Muttersprache zu reden.

Er war ein feiner, wohlgeleiteter junger Mann, ohne größere Mängel und mit treuherzigem Wesen. In seinem Blättchen trug er einen Diamantknopf, der, im Fall der Ehelichkeit, für tausend Mark veräußert werden konnte, in seinem Wesen hatte er etwas Anziehendes.

Da waren auch einige gute deutsche Studenten mit Mensurnarben und ein dänischer Aderbau-Ingenieur; aber Blut ist wider als Wasser, und das liebe Töchterchen, das auch ein ganz niedliches Mädchen war, liebte am meisten ihren kosmopolitischen Landsmann, der Axel Smith hieß, die meisten lebenden Sprachen konnte, kurze, lehrreiche Sentenzen in finigen Worten vorbrachte und sprach, als wenn er überall ein wenig gewohnt hätte und die ganze Welt etwa so genau kannte, wie seinen Alltagsmantel.

Aber ein Mann mag noch so kosmopolitisch sein, früher oder später kommt doch der psychologische Augenblick, da er die Augen hin- und herrollt und sagt: „Ach mein Fräulein“ usw.

„Ach, mein Fräulein,“ sagte eines Abends auch Axel Smith, als er mit dem lieben Töchterchen auf der Strandpromenade allein war, wäre nicht das düstere Geheimnis meines Lebens, wäre ich nicht an einen gefährlichen, schrecklichen Beruf gebunden, ich würde nicht von Ihnen scheiden, ohne auszusprechen, was mein Herz entzündet, schmerzt, verzehrt und in ihm brennt!“

Fräulein Eline fragte nicht, was Herr Smith in seinem Herzen hätte; sie ahnte es fast, denn ein Professor in Engelholm hatte im Frühling etwa dieselben Worte zu ihr gesprochen. Sie sagte nur im allgemeinen, daß Gefahren und Schrecken sie besonders angriffen, wenn sie vorüber wären.

Aber der Mann senkte nur und sah sie mit Blicken an, in denen sich Liebe und Verzweiflung in glücklicher Weise paarten.

Ihre Seele war rein, wie ein frisch gewaschenes Hemd, und sie teilte ihrer Mutter alles mit. Sie erschöpften sich in gemeinsamen Vermutungen betreffs des düsteren Geheimnisses im Leben des netten jungen Manns.

Er war vielleicht in einem Geschäft in Stellung, hatte ein Mantel in der Kasse gehabt und muß das nun abzahlen?“

„Er ist vielleicht einer der hervorragendsten Detektive Europas und schämt sich seines Berufs?“

„Ach, Mama, sagst Du, mit welcher Eleganz er den alten Bordeaux-beim Mittag aufzog? Vielleicht ist er gar Kellner?“

So rieten zwei zärtliche Frauenherzen hin und her und stellten unter vielen Thränen während der ganzen Nacht um die Wette alle möglichen Vermutungen auf; denn die Menschen sind nun einmal so, daß ein Kassenmanto am liebsten ungedeckt bleiben, ein Schuhmann mindestens Geheimkommisnar und ein Kellner der Besitzer eines für seine Trinkgelder erbauten Millionenpalastes sein muß, wenn man ihnen verzeihen und sie wirklich von Herzen lieben soll.

Am nächsten Tage betrachteten die Brandschen Damen den Herrn Smith, als wäre er ein Preis-Rebus oder verwickelter Logograph in einem Familienblatt.

Sie bemerkten dabei mehr, als bisher; daß die beiden äußersten Glieder der zwei äußersten Finger der linken Hand fehlten, und daß er oben beim Beginn des Haarbodens einige eigentümliche, weiße Narben hatte.

„Wie lange tragen Sie schon einen Vollbart, Herr Smith?“ fragte Frau Brandt überaus wohlwollend.

„Nur zwei Jahre, seitdem ein paar schwere Wunden es mir wünschenswert erscheinen ließen, die Narben zu verdecken,“ sagte der Geliebte einfach.

„Wunden? Sind Sie denn im Krieg gewesen?“ rief Fräulein Eline stolz und hoffnungsvoll.

„O nein,“ sagte er düster, und blickte traurig auf seine Stiefelspitzen hinab.

Am Abend sanken Mutter und Tochter einander in die Arme und schlüßten die Vermutung hervor, daß der so hochgeschätzte Mann in freien Stunden als Räuber in Süd-Europa lebte.

„Wie interessant!“ rief das liebe Töchterchen schwärmerisch aus. „Aber ach, wie unheilbar, mein Kind!“ sagte mahnend die Mutter.

Diese Idee wuchs in den Damen zu einer an Gewißheit grenzenden Stärke, und da Herrn Smiths Gefühle einen Liebesausbruch in Worten innerhalb hundert Stunden erwarten ließen, und

Frau Brand einen Bruder hatte, der Staatsanwalt war, schrieb sie alles an ihn und hat um telegraphischen Rat.

„Hat die Reigung zum Räubertum aufgehört, ist die Strafe verjährt und der Bankbetrug in andrem Lande deponiert, ist die Partie gut.“ telegraphierte der Staatsanwalt.

Keine Güte und Freundlichkeit, keine Andeutungen, daß ja niemand ohne Fehl sei, daß es menschlich sei, zu fehlen, aber göttlich zu verzeihen, daß einen Menschen verstehen, auch ihm vergeben bedeutet, daß wir alle Schwächlinge seien, vermochte Herrn Smiths Junge zu lösen oder ihm das düstere Geheimnis seines Lebens zu entlocken.

Aber in der Abschiedsstunde hat er Fräulein Eline: wenn ihr Herz nächsten Sommer noch von andren Gentleman frei wäre und ein wenig zu seinen Gunsten sprechen sollte, möchten sie wieder hierherkommen, und dann würde er vielleicht wagen, auszusprechen, was er nun tief in seinem warmen Herzen verbarg.

Und Eline sagte, da das Bad für Mamas Sicht gut gewesen sei, wäre es nicht unmöglich, daß sie wiederkämen, und es würde sie dann freuen, Herrn Smith wiederzusehen.

Aber da sie ein wohlsergeenes Mädchen war, that sie, als wenn sie das vom Herzen und vom Verbergen und dem Geheimnis nicht hörte.

Und als das Boot abging, stand er mit schwimmenden Augen und wuschte die Thränen mit seinem seidenen Taschentuch und einer Hand ab, der vier Fingerringe fehlten.

In diesem Winter wurde kein Räuber in Griechenland ergriffen, nichts Furchtbares geschah irgendwo in der Welt, ohne daß die Prandscherl Damen zitterten und nach den Fügen ihres Liebings im Verbrecheralbum suchten.

Die Liebe ist einmal so.

Im April kamen ein paar kurze Zeilen, „was noch von Axel Smith übrig ist, erwartet Sie auf Nügen im Juni.“

Die Gefühle des lieben Töchterchens hatten nun jene Höhe erreicht, daß sie den Menschen genommen, wenn er ihr auch mitgeteilt hätte, daß er Schornsteinfeger in einem kleinen Städtchen wäre.

Er stand an Germanians Küste in neuem, elegantem Sommeranzug und sah, bei flüchtigem Hinschauen, ganz wie im Vorjahre aus. Als sie aber genauer zusahen, bemerkten sie, daß der linke Arm vom Ellbogen ab und das halbe rechte Ohr fehlten. Er erwähnte auch noch so ganz nebenbei, daß das eine halbe Fußblatt aus Stork wäre.

Was übrig war, legte er noch am selben Abend seiner Eline zu Füßen, wies Papiere vor, daß er über hunderttausend Kronen Vermögens besäße, und erbot sich, durch tausend Zeugen und Zeugnisse vieler Behörden zu beweisen, daß er ein „ehrenvoller, untadelhafter Mann“ sei. Außerdem sagte er, er hätte einen angenehmen und geschätzten Beruf, der bedeutend zur Erhaltung des Haushalts beitragen könnte.

Eline fiel ihm jubelnd in den Arm und flüsterte in sein Ohr:

„Ich bin Dein für ewig; aber Geliebter, was in aller Welt hast Du nur angestellt?“

Ein halb wehmütziges Lächeln spielte in seinem brannen, wallenden Bart, er seufzte leicht und erwiderte:

„Ich habe fünfjährigen überaus günstigen Kontrakt als Tierarzt an Mister Jonathans Menagerie aus Philadelphia gehabt. Ich habe orientalischen Schlangen Giftzähne ausgebrochen, Geschwülste in dem Nacken des lybischen Wüstenlöwen operiert und Cementplomben in der Größe von Billardtugeln in die Hanzähne alter Elephanten-Quitel gethan. Dabei habe ich Einiges von meinem eignen Ich hie und da zugelegt, und Stücke meiner Persönlichkeit sind über beide Hemisphären verstreut. Die Lammien der Patienten sind ja so ungleich, mein Liebchen. Aber das Gehalt war ein großes, und die Unfallversicherungsgesellschaften prozessieren nicht gern mit Leuten von einer Menagerie, — sodas es ja schließlich eine ganz hübsche Summe geworden ist. Ein wenig defekt bin ich nun ja; aber das Herz ist doch ganz und gehört Dir ungeteilt.“

Während dessen hatte Mama sich über den Champagner hergemacht und sagte:

„Ja, in jedem Fall ist es besser, seinen Mann mit wilden Tieren, als mit andren Frauen zu teilen, und wenn Du auch einen Mann mit einigen „Abzügen“ bekommst, Eline, so wirst Du wohl behalten, was übrig ist. Ich glaube auch nicht, daß ein Mann mit Axels bisherigem Umgang sich vor einer armen Schwiegermutter fürchten sollte. . . Profit! Kinder!“

Kleines Faveillon.

er. Das Geschenk. „Schenken müssen wir ihr entschieden was.“ Die Mutter rührte mit dem Löffel in der Kaffeetasse: „Wenn ich nur bloß erst wüßte was. Ueberlege doch mal ein bißchen. Du sitzt da und liest und kümmerst Dich um gar nichts.“

„Na, ich hör' ja schon.“ — Die Tochter machte ein übellauniges Gesicht. „Ich wil ja nur bloß die Gesächte aus — so, der Doktor was der Nörber, dacht' ich mir doch! Na also, was ist denn nun los?“ Sie schob das Zeitungsblatt beiseite und lehnte sich in den Stuhl zurück.

„Ich sage, was wir Marie zur Einsegnung schenken?“

„Ach so, Marie. . . ja. . . Marie.“

„Schenken müssen wir ihr doch was, wo sie nun ein Jahr die Aufwartung bei uns hat, und was Anständiges muß es auch sein, sonst skandalisiert die ganze Nachbarschaft darüber!“

Die Tochter gähnte: „Ich habe ja neulich 'mal ihre Mutter gefragt, was sie sich wohl zur Einsegnung wünscht. Weißt Du, was sie mir geantwortet hat? 'ne kleine silberne Broche, die möchte sie gar zu gern haben.“

„'ne Broche?“ — die Mutter nickte — „na, das könnte man ja am Ende. Das wär' ja nicht teuer. Für drei Mark bekommt man ganz niedliche Sachen. Vielleicht solche kleine Taube mit einem Zweig im Schnabel oder 'u Edelweiß. Aber sieh mal an. . . also 'ne Broche?“ — Sie richtete sich plötzlich lebhaft auf. „Was zu pußen! Es ist unglücklich! Solch' eine einfache Arbeitertochter. Der Vater ist Steinseger und die Mutter geht waschen, zu broden und zu beßgen haben sie nichts mit ihren fünf Kindern, aber 'ne Broche. Eine pußfichtige Gesellschaft!“

„Und die Mutter bestärkt sie noch darin. Kannst Du Dir denken! Sie war ordentlich unglücklich. Nun hätten sie alles ausgegeben für das Kleid und die Schuh' zc., — und nun könnte sie Nizelen nicht einmal ein kleines Andenken schenken, und es wäre ihr so schredlich, das Kind so ganz ohne Schmutz zu lassen, gerade an dem Tage, und Nizelen hatte so fleißig mitverdient, wünschte es sich auch so sehr — na, solch' ein Wink mit dem Jaunpfahl, verstehst Du.“

„Jawohl es ist ein Standal — die Mutter wurde ordentlich heftig — „Stalt „Nizelen“ einfach zu sagen, hör mal, du bist ein einfaches Arbeitertind, du darfst nicht solche Ansprüche machen. Aber ich kann mich ja hineindenken, oh sehr gut. Da ist nun die Rektorstöcher, und die vom Apotheker und vom Rechnungskrat drüber, und all die andren, die es können, die kommen mit goldnen Ketten und Kreuzen und haben womöglich auch schon ihre Uhren, da muß man ja natürlich dasselbe haben. Alle wollen sie über ihren Stand hinaus. Ich schenke ihr keine Broche, nein, fällt mir ja gar nicht ein! Solche Pußsücht, die bestärkt ich nicht! Solch' einfaches Mädchen, die soll gehen, wie es sich für ihresgleichen gehört.“

„Ja, das finde ich ja auch, natürlich, aber was denn dann?“ Die Tochter schielte schon wieder nach der Zeitung.

„Schenk' ihr doch das Gesangbuch.“

„Das bekommt sie schon vom Pastor. Sie hat es mir wenigstens gesagt. Es ist da solch' eine Stiftung zur Unterstützung für arme Konfirmanden, daraus kriegen alljährlich zwanzig Kinder Gesangbücher, und da bekommt sie auch eins, der Pastor hat es ihr vermittelt.“

„Sieh mal an, das ist ja nett! Na wie wäre denn das Einsegnungstaschentuch?“

„Darum habe ich auch schon gedacht“, — die Mutter rührte wieder im Kaffee — „Aber das geht nicht. . . nein, nein. . . das können wir nicht. Damit es morgen beim Schlächter und beim Bäcker und überall heißt: Ein Jahr hat sie bei ihnen gearbeitet und dann schenken sie ihr ein Taschentuch für sieben Groschen? Und wo sie schon so drüber reden, daß wir uns bloß so'n billiges Schulmädchen zur Hilfe nehmen. Nein, weißt Du, darin bin ich nun koniisch, so vor den Leuten zeige ich mich bei solchen Gelegenheiten immer lieber ein bißchen grohartig, wenigstens muß es so aussehen, dann imponiert man mehr!“

„Na dann schenke ihr doch mehretwegen gleich ein ganzes Kleid.“ Die Tochter griff von neuem nach der Zeitung.

Die Mutter zog ein Gesicht: „Nein wie Du bist, ob man mit Dir wohl etwas vernünftig besprechen kann! Ein Kleid, ich werde doch nicht soviel Geld ausgeben! Das hätte ich doch nicht unter sechs oder sieben Mark. Billigen Stoff könnt ich doch nicht nehmen — etwa Warp, oder ah?“ — sie brach ab, wie eine plöbliche Erkenntnis flog es über ihr Gesicht. — „Ach, nein, weißt Du — Deine Idee war doch gut. Ja, ich schenke ihr Stoff zum Kleid, so einen rechtst derten Arbeiterd. Der ist nicht teuer, den hab ich schon für zwei, drei Mark, das ist ein prächtvolles Geschenk für solch' einfaches Mädchen, das braucht sie viel nötiger, als 'ne Broche. Du kannst ihr ja denn noch ein Lesezeichen fürs Gesangbuch zulegen. Ja, da wären wir also heraus aus der Klemme, ein Lesezeichen und 'n Arbeiterd.“

— Ein Vorkommen von Kohlenwasserstoffen in Druckluft behandelt Klette in der Zeitschrift „Glückauf“. Auf einer schlagweiterarmen Magertohlenzeche, deren ausziehender Wetterstrom in den letzten Jahren nur 0,02 bis 0,04 Proz. Kohlenwasserstoffe enthielt, nahm die amtliche Kommission für Kohlenstaubbereisung aus einer durch eine direkt ausblasende Druckluftleitung mit frischer Luft versehenen Stredde eine Luftprobe. Die Untersuchung dieser Probe ergab einen Gehalt von 3,43 Proz. an Kohlenwasserstoffen berechnet als Grubengas. Eine Wiederholung der Analyse führte zum selben Resultat. Der hohe Kohlenwasserstoffgehalt fand keine Erklärung in einem plöblichen Gasaustritt aus der Kohle. Der Prozentsatz der Grubenluft an Kohlenwasserstoffen blieb fortgesetzt gering — unter 0,04 Proz.; dagegen wiesen sechs Luftproben aus der betreffenden Stredde bei frei ausblasender Druckluft 0,4 bis 0,8 Proz. Kohlenwasserstoffe. Dies führte endlich dazu, die Druckluft zu untersuchen. Eine aus der Druckleitung über Tage entnommene Luftprobe zeigte einen Kohlenwasserstoffgehalt von 0,10 Proz., der allein aus den in Folge der Erhitzung der komprimierten Luft vergastem Schmierölen stammen konnte. Da der die beiden Kompressoren der Grube bedienende Maschinist bisweilen Petroleum, das sehr leicht vergast, zum Lösen des verharteten Schmieröls verwandte, und die beiden Kompressoren an dem Tage, an dem die Kommission die Luftprobe entnahm, in vollem Betriebe waren, so findet der hohe Gehalt an Kohlenwasserstoffen in der betreffenden

Strecke in der Anhäufung der Kohlenwasserstoffe in der Druckluft eine Erklärung. Dies steht im Einklang mit der bekannten Tatsache, daß schon häufiger in den Luftkompressoren, namentlich in den Schieberläufen, Explosionen infolge des Verdampfens der Schmieröle stattgefunden haben. —

Musik.

Das „Theater des Westens“ fährt rüstig fort, sich zu einer unsrem alten Opernhaus gleichwertigen oder teilweise sogar überlegenen Opernbühne zu entwickeln. Schwer, auf absehbare Zeit wohl unmöglich wird es ihm, mit den reicheren Mitteln, den individuell meist höher stehenden Einzelkräften und besonders dem gewaltigen Orchester des älteren Hauses zu rivalisieren. In der Art und Weise aber, wie es seine geringeren Bestmänner benützt, in dem erst künstlerischen Streben, das hier zum großen Teil, namentlich in der Regie, walte, dürfte es bereits der Kollegin über sein. Das bewies wieder die vorgestrige Aufführung von Boieldieus „Weiße Dame“, eine Neuenstudierung vorwiegend mit den jüngstengagierten Kräften. Eine Wiedergabe dieses Werks, die seiner großen Bedeutung in der Geschichte des künstlerischen Schaffens gerecht werden soll, dürfte überaus schwer sein, und richtig gelungen ist sie ja auch diesmal nicht. Der eine Hauptreiz der „Weißen Dame“, die tiefgehende Stimmung, kam verhältnismäßig recht gut heraus, abgesehen von kleineren Störungen und von dem, was gleich im folgenden zu besprechen ist. Minder gelungen war das Treppen der eigentümlichen Mischung, die dieser (im weiteren Sinn des Wortes „romischen“) Oper eigen ist. Sie verbindet die hochernste, pathetische Atmosphäre eines alten Adelschlosses und den Zauber der Geisterwelt oder des Geisterglaubens einerseits mit der höchsten Natürlichkeit und dem gemächlichsten Lebensgenuss andererseits. Die letzteren Faktoren traten dem in der Aufführung zu einseitig hervor. Da mäßten die Regie und die Vertreter der beiden Hauptrollen zusammenwirken und vor allem das Erscheinen des klugen Mädchens in der Gespensteskleidung geistvoller machen, sowie (im dritten Akt) einen Eindruck dieser Erscheinung auf die anwesende Gesellschaft merken lassen. Herr Desider Kranzki mäßte nicht bloß den lustigen Offizier, sondern auch den Adelsprossen und den von einer geheimnisvollen Erscheinung Betroffenen hervorheben usw. Der genannte Sänger ist, rein als lyrischer Tenor genommen, eine vorzügliche Erwerbung des Theaters; sein Ausdruck und seine Haltung bleiben hinter seiner so weichen und schmiegsamen Stimme noch zurück. Elsa Salvi zeigte sich, in der Titelrolle, diesmal gesanglich noch besser als neulich; nur ihre Atemführung blieb so ungünstig wie sie war. In diesem Punkt hilft gutes Streben und glückliche Disposition wenig — hier handelt es sich um die ein für allemal wirkende technische Schulung. Der neue Bassist Albin Günther konnte seine Vorgänge, vor allem die mächtige Stimme, noch besser zeigen als letzthin. Die übrigen Leistungen waren so, wie bei jedem der uns schon bekannten Einzelnen zu erwarten war. Fräulein Sedwig Hübsch würde eine wohl noch bessere Opernsoubrette sein, wenn sie einen reineren Sprechton hätte, und der nun recht tüchtige Chor sollte noch manche Votale richtiger singen („Erteenet, erteenet“ usw.).

Sehr lohnen würde sich eine vorsichtige Umarbeitung des deutschen Textes, der manche falsche Accente enthält. Dabei könnte auch ein sorgfältiges Metacodieren der vielen Unklarheiten und Unwahrscheinlichkeiten verlangt werden, die jetzt das Verständnis dieses sonst so kunstvoll durchgeführten und echt menschlichen Dramas beeinträchtigen. —

Geographisches.

— Der höchste Punkt Spitzbergens. Für die höchste Erhebung Spitzbergens wurde bisher der 1390 Meter hohe Hornsundstind angesehen; es scheint indessen, daß es dort noch größere Erhebungen giebt. Nach einer Mitteilung an die Stockholmer Akademie der Wissenschaften hat von Carlheim-Gyllensköld von der schwedischen Gradmessungs-Expedition vom Gipfel des Lovenbergs (bei der Treurenbergbai) etwa 45 Kilometer weiter südlich mit dem Fernrohr Gipfel gesehen, die sich bis zur Höhe von 1700 Meter erheben. Diese Gipfel gehören einem Gebirge an, das die Fortsetzung der Ghybenstufete zu sein scheint. Die meisten sind kuppelförmig und bestehen aus hellrotem Gestein. Andre dagegen weisen die in Spitzbergen häufige Nadelform auf. Drei der neuentdeckten hohen Berge hat Gyllensköld, wie der „Globus“ mitteilt, mit Laplace-, Jacobi- und Poinecaréspitze benannt. Es fragt sich immerhin, ob die trigonometrische Messung der doch immerhin nur niedrigen Objekte bei der großen Entfernung genau genug ausgefallen ist. Es sei bei der Gelegenheit noch bemerkt, daß die schwedischen Geodäten auch in anderen Teilen Spitzbergens unerwartet große Höhen festgestellt haben; so erreichen die Berge am Ende der Björndal 1000 Meter, einer von ihnen, der Gylbenberg im Südwesten des Ostarms der Bai, sogar 1190 Meter. —

Medizinisches.

ss. Die Suppe des Physiologen. Der Pariser Physiologe Laborde hat neulich vor der dortigen Gesellschaft für Biologie einen Vortrag gehalten, dessen Inhalt eigentlich nur in einem Rezept zur Herstellung einer Suppe bestand. Es ist allerdings lehrreich auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, daß der Arzt auch etwas von der Zubereitung der Speisen verstehen müsse, um

die geeignete Ernährung seiner Kranken überwachen zu können, und aus dieser Ueberlegung heraus sind an manchen Universitäten bereits Kochschulen für junge Mediziner entstanden. Andererseits muß es etwas Besonderes auf sich haben, wenn ein Gelehrter wie Laborde ein Suppenrezept zum Gegenstand der Erörterung vor einer sachmännigen Gesellschaft macht. In der That soll die Labordesche Suppe einen ungewöhnlich hohen Nährwert bei leichter Verdaulichkeit besitzen und daher bei Krankheiten des Magens und des Darms sowie bei andern Zuständen, die eine kräftige Ernährung stören, besonders bei Schwindsucht, von bester Wirkung sein, weil sie den Kranken vor einem weiteren Kräfteverlust bewahrt. Da das Rezept so klar und einfach ist, daß es für jede Hausfrau ohne wissenschaftliche Vorbildung verständlich sein dürfte, so wollen wir durch seine Wiedergabe das Mittel anzeigen, Schwerverkranken diese unerreicht kräftige Kost zuzubereiten und zu gute kommen zu lassen. Also: Man nehme — so fängt ja wohl jedes Rezept an — eine genügend dicke längliche Scheibe Ochsen- oder Hammelfleisch, am besten das Lendenstück (Rumpsteak), halte sie in der mit einem Tuch überdeckten linken Hand an einen Eude, während das andre auf dem Rand eines Tellers oder Hackbretts ruht. Dann schabt man mit einem sehr guten Messer die Oberfläche des Fleisches derart, daß sich ganz kleine Teilchen wie Flocken lösbil, die man in der Schüssel zur Suppenbereitung sammelt, bis zu 60 oder im Höchstfalle 150 Gramm. Die beschriebene Art des Schabens hat den Vorteil, daß trotz der feinen Zerkleinerung nichts vom Saft verloren geht. Das Häufchen feinsten Schabefleisches wird nun mit einer gewöhnlichen, vorher bereiteten Bouillon gut angerührt, die Fleischbrühe muß aber — das ist der springende Punkt des Ganzen — kalt sein. Es entsteht durch das Anrühren der kalten Brühe ein Fleischbrei, der ganz gleichmäßig sein muß und weder gerinnen noch Krümel bilden darf, weil das Fleisch roh bleibt und das Gericht vor allem den Kranken nicht anwidert; es wird daher nötig sein, beim Anrühren etwaige Nerven- und Muskelfasern herauszunehmen. Zuletzt wird dann diese Purée oder Fleischcreme langsam und bei beständigem Anrühren (wie bei der Vereitung einer Crème) in warme Fleischbrühe gegossen, so daß die Suppe schließlich ein angenehme Wärme besitzt, ohne jedoch zu kochen. Statt der zweiten Bouillon kann auch eine leichte Tapioca-Brühe genommen werden, auch kann man nach Belieben zur besseren Bindung zwei Eigelb hinzugeben, endlich zur ferneren Verbesserung des Geschmacks noch Gewürz hinzuhun. — Das ist also die „gelehrte“ Suppe; eine rohe Fleischsuppe, die den Nährwert des Fleisches in einem Grade in sich birgt, wie er durch gewöhnliche Fleischsuppen nicht im entferntesten erreicht wird. Professor Laborde hat bei seinen Versuchen vorzügliche Erfolge in der Krankenernährung, besonders bei Schwindsüchtigen, gehabt. —

Humoristisches.

- Entschuldigt. Bäuerin (zum heimkehrenden Mann): „Schön spät kommtst aus der Stadt, schön spät!“
Bauer: „Kam mir dafür! Da war ich in eim Kaffeehaus und da hat mir der Stellner immer wieder Zeitungen hing'legt und die hab' ich doch alle lesen müssen!“
- Im Seebad. Herr (zu einer Gesellschaft, die in einen Laßkrampf verfallen): „Darf ich fragen, was die Herrschaften so heiter stimmt?“
„Ach Herr Doktor, sehen Sie doch nur dort den Baron Muck. Er geht ins Bad und vergaß sich die Wadeln abzuschneiden.“
- Der Wadfish. Wadfish (zur Freundin): „Denk Dir, wie entsetzlich — ich habe ein Hühneraugel Du glaubst nicht, wie das an meinem Herzen zehrt!“
(„Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

- Die Stärke der spanischen Presse betrug am 31. Mai 1900 nach ministerieller Zählung 1347 periodisch erscheinende Blätter gegen 1136 im Jahre 1892. Politische Zeitungen giebt es jetzt im ganzen 471, davon entfallen 60 auf die republikanische und 17 auf die socialistische Partei. Die meisten erscheinen in Madrid (328), dann in Barcelona (158), am wenigsten besitzen die Provinzen von Alaba (3), Toledo (5) und Avila (5). Auf den Kanarischen Inseln giebt es 30 Blätter; auf den Balearen 31.
- Hebbels „Agnes Bernauer“ wird am Schauspielhaus vorbereitet.
- Die höchsten Tantiemen von allen in- und ausländischen Bühnendichtern erhält in Deutschland Gabriele d'Annunzio von den Aufführungen seiner Werke durch die Duse im Lessing-Theater; er bekommt 12 Proz. von der ganzen Einnahme, aber nicht nur für seine abendfüllende „Gioconda“, sondern auch für den Einakter „Der Traum eines Frühlingmorgens“, bei dem ein dreiatiges Stück „La Locandiera“ von Gozzi zur Ausfüllung des Abends mitaufgeführt wird.
- Wegen Verleumdung der Schauspielerin Maria Pospischil wurde der Musikreferent der „Neuen Hamburger Zeitung“ zu 100 M. Geldstrafe verurteilt. Die Verleumdung wurde in einer Kritik gefunden. —